

## Prolog

Seit meinem dritten Selbstmordversuch kann ich sagen, dass zu sterben gar nicht so leicht ist. Keine große Sache, sollte man meinen, schaffen es doch weltweit täglich 172.800 Menschen. Das ergibt pro Sekunde zwei. *Bumm bumm, zack hops, tot tot.*

Mir will es nicht gelingen. Statt *bumm bumm* zu machen, könnte mein Herz den Dienst quittieren und übergehen ins verheißungsvolle *zack hops*. Ob aus Gewohnheit oder Begriffsstutzigkeit: Es schlägt blind weiter und stellt mir den Tod als größere Aufgabe.

Mangelt es mir an Talent zum Sterben? Obwohl ich seit langem ausschließlich mein Ende verfolge. Bin ich schlecht im Mich-Umbringen, verfüge aber über Geschick für andere? Es bräuchte einen Versuch. Sicher gibt es andere Gescheiterte, die sich für mein Modell begeistern: Der übertragene Suizid als letzte Dienstleistung.

Slogans meiner Kampagne: *Was du willst, das man dir tut, das füge auch dem anderen zu, Welcome to your last very happy final ending.* Heimlicher Favorit: *The killer in me is the killer in you.* Die Methodenwahl ist freilich delikater. Unmöglich, bliebe am Ende ein Mensch aus Missgeschick am Leben.

Eine Anzeige im Internet? Zweifelsohne bekäme ich Antworten auf eine Einladung dieser Art. Als Erstes sicher von Zeugen Jehovas (zwecks Seelenrettung), meiner Hausverwaltung (zwecks Neuvermietung), oder von der Staatsanwaltschaft (betr. Aufforderung zu Tötung auf

Verlangen). Seelenfänger, Wohnungsjäger, Rechtssortierer. Alles keine Hilfen.

Unsere Kultur schweigt über diese Dinge. Als würde uns der Tod vergessen, wenn wir ihn ausblenden, als machte uns das Verdrängen jeglicher Gedanken an Endlichkeit unsterblich.

Zurück zur Akquise. Hausiert es sich bei Fremden erfolgreicher? Im Supermarkt zum Beispiel? *Parker mein Name, guten Tag! Oh ja, der Gouda, ausgezeichnete Wahl! Aber abseits davon: Sind Sie suizidal und scheitern an der Umsetzung? Schluss mit verzagten Versuchen. Hier kommt Hilfe. Folgen Sie mir!*

Unwahrscheinlich, selbst für Berliner Verhältnisse. So wird das nix.

## *Dein Freund und Helfer*

Manchmal ist das Leben doch toll: Mein Arzt will mir helfen. Er schickt mich zur Reha, damit der Gedanke an ein Leben ohne Depressionen in mir ankere. Welch ein Missverständnis! Als ob das mein Problem wäre! Gegen die kann man vorgehen. Das ist nicht mein Dilemma: Das Leben ist es. Wieso versteht das niemand? Statt in eine der vielen Einrichtungen für Seelenleidende an Nord- oder Ostsee ginge es für mich nach Brandenburg. Brandenburg gegen die suizidalen Tendenzen? Ich bitte Sie!

„Wieso nicht in eine Klinik am Meer? Das täte meiner Seele vielleicht doch gut!“ Ich schaue meinen Arzt vorwurfsvoll an und fantasiere mich in weiche Dünen vor unendliches Blau. *Bumm bumm.*

„Weil dort in naher Zukunft kein Platz frei wird.“

„Ich kann warten.“

„Können Sie nicht. Wie oft wollen Sie es noch versuchen?“

Die Antwort behalte ich für mich. Man kann mit Ärzten selten vernünftig über diese Thematik sprechen. Ziel war doch nicht die Wiederholung. Noch hat mich nie die Freude an der Sache motiviert.

„Gut, Frau Parker, Sie fahren am Samstag in die Seerosenklinik.“

„Wieso am Samstag? Da passiert doch nix. Das Personal genießt das Wochenende! Programm gibt es keines. Ich bleib hier!“

„Um sich in Ihrem miserablen Zustand zu suhlen? Geht dort auch. Sie schwärmten von Natur und Ruhe. Die Klinik ist umgeben von Wald und liegt direkt am See, weit außerhalb der nächsten Ortschaft. Obendrauf gibt es Sportangebote in Einzel- oder Gruppentherapie. Nutzen Sie das Wochenende zum Ankommen! Frische Luft und schöne Aussicht nehmen Sie gratis mit. Vielleicht danken Sie's mir noch. Ich wünsche es mir – für Sie!“

Es ist ihm ernst. Warum gestaltet sich alles so schwierig? Ich hatte auf Zeit gesetzt für Antrag und Genehmigung. Für gewöhnlich mindestens drei Monate. Die Bewilligung hätte mich überlebt. Jetzt das: drei Tage bis nach Brandenburg. Wieso lässt mich das Leben nicht los? Je weniger ich es will, desto bockiger wird es, wirft mir umso mehr auf den Teller, zieht härter und gröber an mir. Die Hoffnung kann doch auch ohne mich sterben.

„Was, wenn ich das alles nicht möchte? Wenn ich einfach sterben will? Warum geht das nicht? Weil ein gesunder Mensch nicht freiwillig aus dem Leben scheidet, muss ich krank sein, und weil Sie Arzt sind, müssen Sie mich heilen. Ihr Weltbild soll sich an mir bestätigen. Was, wenn Ihre Parameter falsch sind? Oder nicht vollständig? Wenn ich Ihr weißer Fleck bin? Was, wenn ich gesund bin und meine Leiden eine gesunde Reaktion auf kranke Umstände, die ich aber nicht ändern kann?“

„Hier herrscht Freiheit, nicht Diktatur. Welche Umstände sollen so krank sein, dass sie Ihnen jeglichen Raum für selbstbestimmte glückliche Momente nehmen? Das sind nicht meine Parameter, sondern allgemeingültige Grundsätze.“

In mir sträubt sich alles.

„Aber von mir aus: Nehmen wir einen Moment lang an, dass mein Koordinatensystem Sie krank und zu einer Patientin macht. Gehen wir davon aus, dass Sie nicht Ihr Leiden, sondern Ihr Leben beenden wollen. Dann widerlegen Sie doch meine Grundthese, dass ein gesunder Mensch nicht freiwillig aus dem Leben scheiden will. Mit vernünftigen Argumenten.“

„Ich soll meinen Selbsttötungswunsch verteidigen?“

„Ja. Überzeugen Sie mich davon, dass sich umzubringen das Beste ist, das Sie für sich tun können. Überzeugen Sie mich davon, dass Sie sterben zu lassen das Beste ist, das ich für Sie tun kann.“

„Und wenn es mir gelingt, mit stichhaltigen Argumenten – helfen Sie mir dann?“

„Gehen Sie in diese Reha, bleiben Sie die vier Wochen dort. Und wenn Sie wiederkommen, gewinnen Sie mich dafür, Sie beim Suizid zu begleiten.“

„Andernfalls?“

„Soforteinweisung und Medikamententherapie wegen akuter Selbstgefährdung.“

„Sie mit Ihrer Dramatisierung!“

„Frau Parker, Ihre Nachbarin rief mich heute an, um mir mitzuteilen, dass sie Sie letzte Woche fand und gerettet hat. Aus Sorge um Sie und doch mit dem schalen Gefühl, illoyal zu sein, wählte sie die Nummer, die auf dem Klinik Antrag stand, der an Ihrem Kühlschranks hing. Also bitte! Was darf es sein? Zwangseinweisung oder Reha, also Auseinandersetzung, Gespräche unter Gleichen und mit Profis. Das ganze vier Wochen, umgeben von schönster Natur. Andere würden dafür töten. Was denken Sie?“

Endlich funkt es: Was mein Arzt anbietet, ist nicht die ultimative Hürde auf dem Weg zu meiner Erlösung, sondern vielleicht sogar der Schlüssel. Gespräche unter Gleichen – natürlich! Wo sonst sind meine Chancen so groß, Klientel für mein Geschäftsmodell zu finden! Kann mir ein Grinsen nicht verkneifen. Ich muss besser auf mein Gesicht achten, auf dieses verräterische Ding. Mit drei Losen will ich Fortuna das Feld überlassen. Eines wird zünden: die gemeinsame Tötung, die alleinige, die unterstützte; lasst die Spiele beginnen. Was kann schon schiefgehen?

*Tagebucheintrag, 30. 9., 6:30 Uhr: Da sitze ich irgendwo im Nirgendwo. Den Wecker extra früh gestellt, um vor dem Frühstück und den Arztterminen noch Zeit für mich zu haben. Aus dem Fenster meiner Dachkammer schaue ich direkt auf den großen grünen Platz, der zwischen den Klinikgebäuden in Morgentau und Nebel liegt. Irgendwas zwitschert und erinnert mich, woran? Wieso klingelt das Telefon?*

Die Assistenzärztin sagt, ich dürfe gern schon früher kommen, dann sind wir schneller fertig. Diese Logik ist unbestechlich. Also weniger Zeit zum Schreiben. Denn: „Um sieben wollen Sie ja zum Frühstück!“ So so. Will ich das? Woher weiß sie, was ich morgens um sieben will? Bekommt sie Kaffee statt der Plörre, die uns zugemutet wird? Wenn das so ist, bin ich bereit, für eine Tasse ehrlicher Bohnen zu morden.

## *Gut ist kein Gefühl*

Nach dem Frühstück steht mein Termin mit der Klinikleitung an, mit Professor Doktor Grün. Sein Sprechzimmer befindet sich im selben Flügel wie meine Kammer, wenn auch im ersten Obergeschoss. Pünktlich klopfte ich an die Tür und höre keinen Mucks. Ich warte einen Moment länger als sonst, drücke mein Ohr an die Tür, atme ein paar Mal tief ein und aus und klopfte wieder. Nichts. Ich gleiche das Schild mit den Angaben auf meinem Zettel zum fünften Mal ab. Stimmt immer noch überein. Und nun? Ich lese die Hinweise an den Türen links und rechts daneben. *Dr. Blume*, steht auf der einen Seite, *Sekretariat Prof. Dr. Grün* auf der anderen. Ich klopfte und öffnete dabei die Tür. Beim Hineintreten rufe ich unnötig laut „Guten Morgen“, was von den Frauen im Zimmer mit „Guten Morgen, nächstes Mal warten Sie, bis man Sie hereinbittet“, beantwortet wird. Frisur und Ton nach lauten ihre Namen Pompös und Pampig.

„Oh ja, Verzeihung! Es ist nur so, ich hab einen Termin mit Prof. Grün und ...“

„Wann denn?“

„Jetzt, um 8 Uhr.“

„Also eigentlich vor 5 Minuten.“

„Ja nun, ich steh seit 8 Uhr vor seiner Tür und ...“

„Und warum klopfen Sie dann nicht bei ihm?“

„Hab ich ja.“

„Und?“

„Es antwortet niemand.“

„Wie auch, der Herr Prof. Dr. Grün ist noch gar nicht zugegen! Wie kommen Sie zur Annahme eines Termins mit ihm? Wer sind Sie überhaupt?“

„Mein Name ist Parker, ich bin seit gestern Patientin. Hier, laut meinem Plan hab' ich heute um 8 Uhr einen Termin mit ...“

„Zeigen Sie mal her. Wo haben Sie überhaupt diesen Plan her, wer hat den gemacht?“

„Die Frau am Empfang.“

„Wie bitte? Ich muss doch sehr bitten, das erklärt natürlich alles. Noch machen *wir* hier die Termine von Herrn Prof. Dr. Grün, nicht die Damen am Empfang. Tja. Da kann ich Ihnen nicht weiterhelfen.“

„Nein, Moment, Sie verstehen mich falsch. Die Dame hat den Plan nicht erstellt. Sie hat ihn mir ausgehändigt. Schauen Sie bitte selbst.“

Pampig begutachtet das Blatt, als hätte sie eine wichtige Grenze zu verteidigen, deren Übertritt ich mir gerade zu erschleichen versuche.

„Ah, hier steht es, Herr Dr. Freudenthal hat diesen Plan für Sie entworfen. Gut. Dann ist das sicher abgesprochen. Warten Sie draußen, ich kontaktiere Herrn Prof. Dr. Grün augenblicklich und erkundige mich nach diesem Termin. Wir rufen Sie. Danke.“

Als ich die Tür hinter mir zuziehe, höre ich eine weiche, warme Stimme den Gang entlangwandern.

„Frau Parker, wie schön, guten Morgen! Verzeihen Sie bitte meine Verspätung, kommen Sie herein!“

Er steckt den Schlüssel ins Schloss, dreht ihn behutsam herum und öffnet ruhig und mit einladender Geste seine Tür. Ich beginne unwillkürlich zu lächeln, während meine Augen wässrig werden. Wie macht dieser Mann das?

„Hallo, guten Morgen. Sie sind Herr Prof. Dr. Grün?“

„Auweia, der Dr. reicht aus, selbst der tut keine Not, und der Professor hilft vor allem beim Reisen und für Reservierungen in überteuerten Restaurants. Bitte.“

Er steht weiter an der Tür, allerdings schon in seinem Zimmer, von dem aus er die einladende Handbewegung fortsetzt.

„Vielen Dank“, sage ich und meine es auch so. Bevor ich den ersten Schritt in seinen Raum mache, geht die andere Tür wieder auf. Pompös steht im Rahmen, mit meinem Tagesplan in Händen.

„Hier, nehmen Sie das bitte wieder an sich. So leid es mir tut, ich kann den Herrn Prof. Dr. Grün nicht erreichen. Sie müssen es wohl ein anderes Mal probieren. Danke“, spricht's und schlägt die Tür zu. Ich halte mein Blatt in der Hand und schaue den mittelgroßen Mann vor mir an.

„Wollen wir?“

„Warum nicht?“

Ich trete ein und empfinde Ehrfurcht und Neugierde. Dr. Grün setzt sich hinter seinen ausladenden Kirschholzschreibtisch. Der abgewetzte lila Samtstuhl davor wird mir angeboten. Grün holt einen mittelgroßen Laptop hervor und beginnt zu tippen. Dann schaut er mich an und lächelt.

„Erzählen Sie mir, Frau Parker, sind Sie gut bei uns angekommen? Wie fühlen Sie sich bisher?“

„Ja, danke, alles ok, mir geht's soweit gut.“

„Gut ist kein Gefühl.“

„Wie bitte?“

„Gut ist kein Gefühl.“

Er verzieht keine Miene, wirkt aber weiter zugewandt.

„Mir ist ganz bewusst, dass wir im Alltag so reden. Hier wollen wir uns aber mit besonders viel Aufmerksamkeit Ihren Gefühlen zuwenden. Das ist doch ein guter Anfang. Also, liebe Frau Parker: Wie fühlen Sie sich?“

Ich überlege. Wie fühle ich mich? Das ehrlichste, was ich sagen könnte, ist: verwirrt. Aber ist das ein Gefühl? Wo verläuft die Grenze zu einem Geisteszustand? Ist es am Ende nur ein Gedanke? Wie erkennt man den Unterschied? Werde ich noch verrückter aus diesem Laden herauskommen, als ich hineingegangen bin? Wieso überhaupt heraus? Was ist mit meinem Plan? Was ist mit mir? Wer ist dieser Grün?

„Frau Parker? Soll ich die Frage wiederholen?“

Mein Magen beginnt zu rumoren.

„Ich bin gerade etwas nervös.“

„Wunderbar! Sehen Sie, so kommen wir voran!“

Verschaukelt mich der nette ältere Herr, oder meint er es ernst? Ich lege meinen Kopf etwas zur Seite und versuche, in seinem Gesicht zu lesen. Versage kläglich. Auch das ist neu.

Dr. Grün setzt fort. Er erläutert seine Rolle, die der Klinik und des Aufenthalts insgesamt. Zum Abschluss will er von mir wissen:

„Warum sind Sie hier?“

Ich schaue auf die Uhr. Es ist kurz nach halb neun, und ich bin bereits zu spät, um pünktlich bei Frau Dr. Blume anzukommen. Er sieht meinen Blick und interpretiert ihn korrekt.

„Oh, Sie kommen zu spät! Das ist ungünstig, Dr. Blume mag das gar nicht.“

Ich hebe mich mit einem Schwung vom Sessel und stelle fest, dass Dr. Grün noch immer sitzt. Er schaut mich an und bedeutet mir, mich ebenfalls wieder zu setzen.

„Diesen Moment nehmen wir uns jetzt noch. Sie sind ja bereits zu spät, das ändern Sie nicht mehr. Also, Frau Parker: Warum sind Sie hier?“

Fast tut es mir leid, diesen sanftmütig wirkenden Herrn enttäuschen zu müssen. Was soll ich ihm sagen? Was kann ich sagen? Dass mein Arzt meine Suizidpläne durchkreuzt hat? Dass ich eine Wette mit ihm geschlossen habe und hoffe, dass er mir nach meinem Aufenthalt beim Selbstmord behilflich ist? Ergänzt durch den Hinweis, dass dies nur der Plan ist, wenn ich hier niemanden für mein Tauschgeschäft finde, mein Ziel also nichts weniger ist, als jemanden aus seinem Patient\*innenkreis ums Leben zu bringen im Tausch gegen meine Tötung?

„Ich bin gekommen, um zu sterben“, erscheint mir keine adäquate Antwort. Was also kann ich anbieten, das mich bald aus diesem Zimmer bringt?

„Ich sehe schon, auch das ist wohl eine gute Frage. Na, dann nehmen Sie die mit. Eines noch, Frau Parker: Es hilft ungemein, zu wissen, wohin man will. Zumindest, wenn man dort ankommen möchte. Ich wünsche Ihnen einen schönen Tag. Auf Wiedersehen!“

Ich stehe auf und stelle fest, mich lange nicht so schwindlig gefühlt zu haben, ohne getrunken oder gekifft zu haben. Es ist auch nicht mein Kreislauf. Er hat recht: Was mir fehlt, ist Fokussierung. Ich muss eine Entscheidung treffen, mir ein Ziel setzen und es verfolgen.

Was ist zu tun? Einen Menschen zum Sterben finden. Also los! Vielleicht versteckt sich einer bei Dr. Blume.  
*The killer in me needs the killer in you!*

Der Raum für meine erste Gruppensitzung liegt am anderen Ende der Anstalt, sodass ich quer durchs Gebäude laufen muss. Als ich ankomme, sind die ersten 15 Minuten und somit bereits ein Viertel verpasst. Ich klopfe, warte brav, bekomme das „Herein“, trete ein und beginne den Sermon „Hallo-und-Entschuldigung-ich-komme-von-Prof.-Dr.-Grün.-Der-war-zu-spät-und-darum-bin-ich-es-auch.“

Dr. Blume zeigt auf einen freien Stuhl, und ich setze mich.

„Hallo Frau Parker, wie schön und willkommen! Bitte achten Sie in Zukunft darauf, pünktlich zu sein. Das ist wichtig und gehört zur Vereinbarung. Ich danke Ihnen.“

„Ja, wie gesagt, Herr Dr. Grün ...“

„Danke, Frau Parker, ich habe Sie verstanden.“

„Frau Tomscek, wenn Sie bitte fortfahren. Danke schön.“

Die kleine Frau mit türkisgrünem Schal, die ich schon vom Speisesaal kenne, spricht. Ich ziehe in Betracht, wieder zu gehen. Andererseits habe ich gerade einen Deal mit mir gemacht. Mal sehen, was diese Nummer hergibt! Wer weiß, wie fix ich mein Geschäftsmodell vermarktet bekomme.

„Die meisten von euch durften heute Morgen an der Umsetzung meiner Abschlussaufgabe teilhaben.“

Sie strahlt in die Runde. Ich bin unsicher, ob das wieder eine Performance ist. Nach ihrem Auftritt beim Frühstück ist ihr das zuzutrauen.

„Ich möchte mich bei denen bedanken, die mich bisher unterstützt haben. Das bedeutet mir sehr viel, auch, weil ich ja jetzt bald nach Hause gehe. Da tut es wirklich gut zu wissen, dass ich hier tatsächlich etwas gelernt habe, und dass ich Menschen auf meiner Seite habe.“

Mein Magen beginnt mit Achterbahnfahren.

„Frau Tomscek, erinnern Sie uns kurz an die Aufgabe, der Sie sich widmen sollten.“

„Ja, meine Abschlussarbeit, wenn ich das so nennen darf, bestand daraus, für mich, meine Interessen und Bedürfnisse einzustehen. Oder eben meine Grenzen deutlich zu benennen, das war auch eine Möglichkeit.“

„Genau, sehr schön, Frau Tomscek. Und jetzt schildern Sie uns bitte, wie Sie diese Aufgabe umgesetzt haben.“

„Also beim Frühstück sprach ich einige an und fragte, ob sie ihren Platz für mich freimachen würden, damit ich mich dort hinsetzen kann.“

„Und ist Ihnen das gelungen?“

„Wie meinen Sie das?“

„Ist jemand für Sie aufgestanden, um den Platz für Sie zu räumen?“

„Ja, äh, also nein, aber, also, ah, also das war ja auch gar nicht die Aufgabe.“

„Wie meinen Sie das?“

„Na ja, die Aufgabe war ja nicht, meine Ziele durch-

zudrücken, sondern für meine Bedürfnisse einzustehen. Und das ist mir gelungen.“

Ich beobachte Dr. Blume, die sich konzentriert allerhand auf ihrem Block notiert, bevor sie in die Runde blickt.

„Was sagt die Gruppe?“

Allerhand Arme gehen hoch. Lauter hilfsbereite Menschen!

„Ja, bitte, Frau Weber.“

„Danke, Frau Doktor. Also weefste meene Kleene, Juleken, du weefst, ick hab dir jerne, dit weefste. Aber ditte von heute morjen, ditt hab' ick nich' vahstanden. Watt haste dir denn dabei jedacht? Da warn doch überall jenuch andre Stühle, uff die de dir hättest druffsetzen könn. Warum solln denn die Leute für dich uffstehn? Wie wirktn ditt nu bitte? Und dann haste dem Markus ihm seine Schruppe vom Tella jeklaut! Nee, ooch ditt noch, ditt jeht doch nich'! Menschskinda, meene Kleene! Also ick finde, da haste dir een ganz schlechet Beischpiel jewählt, wa, sorry, Kleene, aber ditt is nu ma meene Meinung. Ick finde, da haste dir 'n Ei jelecht.“

„Danke, Frau Weber, für Ihre Gedanken.“

„Jerne, Frau Doktor.“

„Noch jemand mit *anderer* Interpretation oder Meinung?“

Ab dem vierten Wort gehen alle Hände runter. Offenkundig ist das Urteil gefällt: Wenn das die finale Leistung sein soll, muss Julia noch mal ran, und zwar neu und ganz von vorn. Denn das war nix. Oder? Dr. Blume schaut in die Runde. Ich hebe den Arm.

„Ja, Frau Parker, gern. Bei der Gelegenheit stellen Sie sich bitte auch vor.“

Schon verfluche ich wieder den Tag meiner Geburt, weil Gott mir Stimme und Arme, doch keine Impulskontrolle, dafür Rampensaumut in den unmöglichsten Situationen gab. Warum?

„Von mir aus: Maria Parker, aus Berlin, seit gestern Abend hier. Dies ist meine erste Gruppensitzung.“  
Der letzte Satz soll mich wohl entschuldigen. Ich schaue nicht mehr in die Runde, sondern nur noch Richtung Türkisgrün.

„Wenn du einen guten Grund genannt hättest, weshalb du unbedingt an meinem Platz sitzen musst, hätte es vielleicht funktioniert. Zumindest wären die Chancen um einiges höher gewesen.“

Alle Augen lasten auf mir. Ich fixiere weiter Türkisgrün. Die überlegt, schaut mich fragend an. Soll ich das jetzt noch weiter erläutern?

„Warum denkst du das?“, fragt Türkisgrün.

„Stell es dir einfach vor. Du sitzt am Tisch. Ich komme zu dir und spreche dich freundlich lächelnd an. Ich sage: ‚Hallo, verzeih die kurze Ansprache‘ – ich sage natürlich nicht Störung, weil ich ja nicht so bescheuert bin, dieses Gefühl in deinen Kopf zu pflanzen – also ‚Hallo, verzeih die kurze Ansprache, es ist nur so: Dies ist meine letzte Woche, und so verrückt es klingen mag, habe ich mir zu Beginn meines Aufenthalts vorgenommen, bis zu meiner Abreise einmal an jedem Tisch dieses Speisesaals gegessen zu haben. Du weißt schon, gelebter Perspektivenwechsel. Und dieser ist einer von denen, der mir noch fehlt. Deshalb und weil die Zeit langsam knapp wird, hab ich gedacht, ich traue mich und frag dich, ob du so nett wärst, mir dabei zu helfen. Wäre es möglich, dass

wir für heute die Plätze tauschen? Du würdest mir damit einen großen Gefallen tun.‘ – Ich glaube, das hätte dich deinem Ziel nähergebracht.“

Ihre Augen beginnen zu schwimmen.

„Wow. So kann man das auch vermitteln!?“

Sie wendet sich ab. Ich kann mir nicht helfen, doch ihr Gesicht wird sehr spitz, ihre Brauen ziehen sich zusammen, während sie jedem Blick ausweicht und nur noch aus dem Fenster schaut. Das wollte ich nicht verursachen. Mir wird flau.

Blume schreibt emsig, bevor sie sich wieder an mich richtet.

„Frau Parker, vielen Dank. Was Sie vergaßen, bei Ihrer Vorstellung zu erwähnen: Warum sind Sie hier?“

Mir verschlägt es die Sprache. Ist das denn alles, was die Menschen hier interessiert? Was wollen diese Leute von mir? Was geht es diese mir völlig Unbekannten an, was mich bewegt oder nicht, wer oder was mich hierher gebracht hat? Ich fand Gruppen schon scheiße, als es noch gar nicht um Therapie ging.

„Frau Parker?“

Es ist dieser Blume wirklich ernst. Irgendwann werde ich vermutlich eine Antwort auf diese vermaledeite Frage geben müssen, in Anbetracht, wie versessen alle drauf sind. Da ich schlecht sagen kann, was ich hier tatsächlich will, muss ich wohl oder übel etwas anderes anbieten als „Suche Suizidpartner\*in“. Tatsächlich fällt mir etwas Sagbares ein, das nicht gänzlich gelogen ist:

„Ich bin hier, weil ich vom angeblichen Zauber des Lebens nicht überzeugt bin, noch davon, dass man das



eigene zu Ende leben muss, ohne selbst festzulegen, wann dieses Ende erreicht ist.“

Eine schreibt, etliche gucken. Einige nesteln an sich herum, ein paar schmunzeln still, darauf bedacht, keinem in die Augen zu sehen. Niemand spricht. Ich blicke in die Runde, stelle überrascht und erleichtert fest, dass keine der Seelen hier mit mir diskutieren, geschweige denn mir etwas ausreden will. Vielleicht werde ich wirklich fündig?

Das Ende der Stunde kommt schneller als gedacht. Bevor die Gruppe entlassen wird, gibt es Dank für die produktive Zusammenarbeit, für die ehrlichen Beiträge und neue Einzelaufgaben. So darf ich mich darauf einstellen, in der nächsten Sitzung über ein Erlebnis während meines Aufenthalts zu sprechen, das mir Freude bereitet hat – „Glückwunsch“, Frau Dr. strahlt. Ich bin weniger begeistert, sehe aber, dass es mich härter hätte treffen können. Türkisgrün darf jeden ihrer noch verbleibenden Tage mit dem Setzen von Grenzen füllen und damit, Bedürfnisse in Wort und auch in Tat zu übertragen. Irgendwer soll einen Brief an seine Mutter schreiben oder will das tun, ich höre nicht mehr zu. Ich bin zu sehr darauf konzentriert, mich möglichst fix aus dem Staub zu machen. 9:30 Uhr. Um 10 Uhr geht es weiter mit Sport. PMR, progressive Muskelrelaxation. Auf dem Flur erwischt sie mich doch.

„Hallo, ich bin Julia.“

„Maria.“

„Danke für deinen Hinweis vorhin. Da ist etwas dran, das kapier sogar ich.“

„Hab ich auch erst lernen dürfen, mit Hilfe.“

„Nett, dass du das sagst. Ich habe das Gefühl, du weißt ein schon bisschen mehr als die anderen.“

„Wie meinst du das?“

„Na ja, du scheinst über ein paar Sachen schon länger nachgedacht zu haben.“

„Ich hab ein paar Jahre Analyse mit 'nem guten Therapeuten hinter mir, falls du das meinst.“

„Das könnte es sein. Aber sag, wenn der so gut war, was machst du dann hier?“

Julia zwinkert mich an, was mir hilft, die Frage leicht zu nehmen. Berechtigt ist sie ja. Was haben mein Analytiker und ich die letzten fünf Jahre gemacht? Oder eher, was nicht? Ich habe doch nicht immer nur sterben wollen! Vielleicht sollte ich ihn zu Dr. Amelius schicken zur Klärung der Frage, warum ich mich ums Leben bringen darf? Sollen die beiden drum würfeln, wer hilft. *Zack hops...* Ich bin flexibel. Nur das Ergebnis zählt!

„Sag, hast du Lust, nachher mit mir um den See zu laufen? Wir müssen auch nicht reden, aber ich geh lieber in Gesellschaft. Und du scheinst es wert.“

„Was denn?“

„Dass ich dir den besten Platz zeige. Ja?“

Ich kann mir nicht helfen und lächle zurück.

„Ja, gerne. Nach dem Mittag?“

„Abgemacht.“

„Schön. Bis dann.“

Ich kann vielleicht deutlich schneller zum Ziel kommen als erwartet. Wer hätte das gedacht?

*Julia ohne Romeo*

Unverhofft landen wir bereits zu Mittag am selben Tisch. Ich habe meine liebe Not mit dem, was sich auf meinem Teller abgelegt hat.

„Daran erkennt man euch Neuzugänge“, schmatzt Julia amüsiert. „Das wird nicht mehr schöner, egal, was du damit anstellst oder wie lange du es angewidert anguckst. Glaub mir, ich habe das oft getestet: Das Essen gewinnt mit jedem Tag. Wenn du es gar nicht aushältst, musst du dich am Salat satt essen. Fragst du mich nett, bekommst du obendrauf meinen Nachtsch.“

Das finde ich deutlich attraktiver als die Vorstellung, den undefinierbaren braunen Latschen, der wohl mal ein Schnitzel war, auch nur in die Nähe meines Mundes zu führen, ganz abgesehen vom matschigen Gelb-Grün, das Erbsen als Ursprung vermuten lässt. Drei Gänge zur Salatbar und zwei Nachtsche später stapfen wir los. Nach dem klassischen Geplänkel „Wo wohnst du? Wie alt bist du? Seit wann geht's dir schlecht?“, kommen wir nicht nur zu Julias Lieblingsplatz – eine Bank unter einer Linde –, sondern zur Frage des Hauses: „Warum bist du hier?“ Um uns herum rauschen und lauschen die Blätter, und der Wind trägt Julias Worte an einen fernen Ort.

„Unfall vor zwei Jahren. Wobei der Abend in heimlicher Atmosphäre mit meinem damaligen Partner begann.

Ich hatte ihn überraschen wollen mit der Nachricht, dass ich schwanger bin, dass wir ein Kind bekommen. Dass wir eine Familie werden, wie wir es uns schon seit Jahren wünschten. Ich war so glücklich, du kannst es dir kaum vorstellen. Zwölf Jahre waren wir schon ein Paar, seit fünf Jahren hatten wir Sex nicht mehr nur zum Spaß. Am Anfang, da haben wir vor allem Liebe gemacht. Wir dachten, mit viel Zärtlichkeit und Zuneigung würde das Wunschkind schon kommen. Dass das neue Leben aus reiner Liebe bestehen wird und das Glück keine andere Wahl hat. Nun ja. Wie gesagt, fünf Jahre. Die können lang werden. Am Anfang merkt man es nicht. Da macht alles noch Spaß. Man hat einfach mehr Sex, und das war für uns beide fantastisch. Wir hatten schon immer viel Lust aufeinander. Und welcher Vorwand für ständiges Vögeln wäre besser, als einen neuen Menschen zu zeugen? Man kommt sich ziemlich göttlich vor. Ich fühlte mich wie Aphrodite. Dieser Mann ließ seine Finger überhaupt nicht mehr von mir. Es war wunderbar, und ich genoss das Leben wie nie zuvor.

Und plötzlich ist die Zeit dahin, whuush, einfach so. Und dann wachst du auf, bist Ende 30 und merkst, dass dir langsam die Felle davonschwimmen. Du gehst zu deiner Ärztin, die dir sagt, dass du gesund bist und dich entspannen, dich vor allem nicht stressen sollst. Ansonsten: nicht rauchen, kein Alkohol. Wieder passiert nichts, nur regelmäßiges Bluten. *Bloody hell my nightmare on Solmsstreet*, da wohnten wir. Doch dann, endlich – setzt es aus, du traust dich kaum zu hoffen. Verdrängst den Gedanken, bist aber noch achtsamer mit dir und deiner Gesundheit. Nach achtwöchiger Überfälligkeit machst

du endlich den Test, der natürlich positiv ist. Du möchtest schreien und hüpfen und lachen und weinen, die Welt umarmen. Reißt dich zusammen, sagst nichts, vor allem nicht deinem Mann, gehst stattdessen zu deiner Ärztin, die alles wie erhofft bestätigt. Und hältst es nicht mehr aus, umarmst die Ärztin, um das Gefühl, vom Universum ganz besonders toll geliebt zu werden, zu teilen.

Gehst dann nach Hause, kaufst unterwegs noch ein, nur wenig, denn hey, Ende 30, all der Aufwand. Kaufst ein, was leicht und süß und richtig lecker ist, vieles von dem auch, was dein Mann neulich von deinem Körper gelutscht hat, denn hey, solange es noch geht, gönn dir, gönnst euch einander, feiert das Leben. Bist in Gedanken bereits bei dem Moment, da du deinem Mann mitteilst, dass er Vater wird. Dass sein Kind in deinem Bauch wächst. Dein Herz möchte aus der Brust auf die Straße springen, an jeder Tür klingeln, es in jedes Haus, jede Wohnung rufen, weil es so schön ist, um es für sich zu behalten. Weil dich das Glück zum Platzen bringt.

Dann bist du in eurem Zuhause und bereitest alles vor. Stellst Kerzen hin, deckst den Tisch, zauberst 1001 Nacht darauf. Du ziehst dir sogar dieses kleine heiße Teil an, weil hey, noch kannst du das! Lässt den Zauber der Anfangszeit aufleben, vielleicht weil du ahnst, dass du demnächst viel Kraft brauchen wirst und die Erinnerung daran, wie es begann, helfen kann, alles auch gut und in Liebe durchzustehen.

Dann kommt er endlich in dieses Haus, das du Heimat nennst, hält sich ungewöhnlich lang im Flur damit auf, Jacke wie Schuhe auszuziehen und die Tasche zu verstauen. Dann fällt dir ein, dass du das neulich schon

bemerkt hast und dich erkundigen wolltest, doch wieder abgekommen warst. Und jetzt soll das erst recht keinen Raum bekommen. Endlich hat er es geschafft, betritt das Wohnzimmer, in dem du bist und heller strahlst als der Kronleuchter, den du auch noch angemacht hast. Alles soll durch hellsten Lichterglanz wie verzaubert sein. Und wie er so eintritt, und wie er so steht, unterm Leuchter, wird es klar, prangt es in seinem Gesicht. Es brüllt dich an. Doch heute, nein, heute kannst du das auf keinen Fall sehen. Auf gar keinen Fall! Gerade heute ist es nicht wahr, was da steht. Es kann gar nicht wahr sein, es kann gar nicht, es kann nicht. Wie sollte es? Wie könnte er? Er setzt sich, ganz ruhig, auf den Stuhl gegenüber statt aufs Sofa zu dir. Er nimmt nicht wahr, was um ihn ist. Er sitzt einfach da, auf diesem Stuhl, und spricht von einer Welt, die du nicht kennst. Von der du noch nie gehört hast, in der er aber der Vater eines Kindes, der Mann einer Frau ist, die nicht du bist, deren Namen du nicht trägst. Und diese Frau ist wieder schwanger, erwartet das zweite Kind – von ihm. Und deshalb verlässt er dich jetzt. Es tut ihm leid, dass es so gekommen ist, aber ja, es ist nun einmal so, und es muss nun so sein. Und er bittet um Verzeihung, er bittet um Verständnis; am liebsten gleich und sofort.

Und ich, ich hielt das nicht aus. Ich verstand kaum, was er mir da erzählte. Die Wände kamen von allen Seiten auf mich zu und drohten mich zu zermalmen. Mich und mein Kind. Also stürmte ich erst aus dem Zimmer, dann aus der Wohnung. Weiter, den Hausflur alle vier Stockwerke hinunter, durch die Haustür hinaus auf die Straße

und da – tja, kam ein Auto, das nichts mehr tun konnte. Als ich im Krankenhaus aufwachte, waren beide weg, mein Mann und mein Kind.

Das war der Anfang. Durch den Unfall konnte ich meinen Beruf nicht mehr ausüben. Ich war Pianistin. Mit den mehrfach gebrochenen Fingern reicht's nur noch für das Weihnachtskonzert im Altenheim. Die Musik, das Spielen waren meine Leidenschaft, Inhalt und Sinn meines Lebens. Jetzt kann ich dem nicht mehr nachgehen. Dies ist meine ganz persönliche Form von Hölle. Falls es Gott wirklich gibt, hat er einen ganz besonders sadistischen Humor, wenn du mich fragst. Das Kind, der Mann – und dann noch die Hände. Pff! – Was ist *deine* Leidenschaft? Was *dein* Lebenssinn?“

Bämm! Eine Frage wie ein Tritt in die Magengrube. Meine Leidenschaft? Wann habe ich eine Leidenschaft jenseits vom Sex zum letzten Mal verspürt oder gar gelebt? Und Sinn? Welchen Sinn? Ich habe mich seit dermaßen langer Zeit so sehr aufs Sterbenwollen verlegt, dass mir diese Frage abhandenkam. Ich fühle mich plötzlich so – stumpf. Stumpf, grau, scheintot. Zum Glück spricht Julia weiter ...

„Na, jedenfalls hat mich das alles in eine massive Krise gestürzt. Ok, nennen wir das Kind beim Namen: Depressionen. Ich war so weit unten, ich wusste gar nicht, dass das geht. Nachdem sämtliche Therapeuten und Fachärztinnen am Ende ihres Lateins waren, kamen die Elektroschocks.“

„Die werden immer noch angewendet?“

„Ja. Freut mich für dich, dass du zu den Privilegierten gehörst, die nichts davon wissen. Hast nichts verpasst, es bringt noch immer nichts. Verrückt, oder? Da setzen die seit Dekaden etwas fort, das nachweislich nichts gebracht hat. Sind ja auch nicht ihre Hirne, die sie verbrutzeln. Irgendwann hat mich eine gute Freundin aus dem größten Schlamassel herausgeholt und immerhin so fit bekommen, dass ich nun hier bin.“

„Was soll dir das hier bringen?“

„Schau, einen Wunsch habe ich zuletzt vor zirka zwei Jahren geäußert. Es war auch das letzte Mal, dass ich überhaupt etwas wollte. Du hast heute beim Frühstück selbst feststellen dürfen, wie gut es mir gelingt, Bedürfnisse zu formulieren und umzusetzen. Außerdem soll mir das hier neue berufliche Perspektiven eröffnen.“

„Wie wäre es mit Musikunterricht?“

„Das sah kurz wie eine Möglichkeit aus, mit wenigen, aber regelmäßigen Stunden über den Tag verteilt. Seit den Schocks habe ich aber – nennen wir es – Aussetzer, erst recht unter Anspannung und leichtem Stress. Die dauern nicht lange, und ich tu keinem weh, aber für einen Moment bin ich wie weggetreten, zumindest nicht bei mir und starte befremdliche Aktionen. Das halten wenige aus, erst recht nicht mit der Klavierlehrerin.“

*Meine* Frage aussprechen getraue ich mich nicht; muss ich auch nicht, Julia beantwortet sie ungestellt.

„Ich durfte feststellen, dass mir das Gärtnern Freude bereitet. Seitdem renne ich hier ständig in Gummistiefeln

und mit Heckenschere, Harke oder Spaten rum. Es ist nicht vergleichbar mit dem, was ich beim Spielen empfand, aber immerhin etwas und somit mehr als nichts, stimmt's? Und hey, solange meine Ohren noch funzen, kann ich Ludwig zuhören beim Laub einsammeln oder Bäume beschneiden. Das Gehör hat mir bisher keiner kaputt gemacht.“

Aus Scheu vor Augenkontakt halte ich den Blick geradeaus auf den See, nicke aber zum Erzählten. Sie setzt fort.

„Vergangene Woche hatte ich einen Traum: Zu Beginn war alles recht neblig, bis ich halbwegs etwas erkennen konnte. Ich sah mich vor einem Spiegel, allerdings befand er sich hinter einer Drehtür, die permanent rotierte, sodass ich immer nur kurze Ausschnitte sah. Wie in einem Daumenkino schlugen die Türen irgendwann schneller und schneller um die Mitte. Und weißt du, so konnte ich mich immer deutlicher sehen, immer mehr und noch mehr und schließlich fast ganz. Mit all meinen alten Träumen und Hoffnungen für mein Leben, meinen Sehnsüchten und sogar mit der Zuversicht und dem verdammten Mut, den es braucht, um dem nachzugehen. Wir haben doch unsere Träume und Hoffnungen nicht, um sie in uns zu begraben. In unserem Inneren sterben sie nämlich irgendwann, wenn wir sie nicht nach außen tragen. Wir sollen dieses Lied, das uns am Anfang aller Tage in die Seele gepflanzt wurde, tatsächlich singen und den Klang in die Welt hinauslassen. Doch was mache ich, wenn ich keine Stimme mehr habe? Oder nicht weiß, wie ich sie zum Klingen bringe?“

Julias Blick wandert weit in die Ferne. Von dort scheint sie zu sprechen.

„Kennst du Eichendorffs Wünschelrute?“

Als ob jemand darauf antworten wollte, geht ein gewaltiges Rauschen durch die Blätter der Linde. Auch kräuseln sich kleine Wellen auf dem eben noch glatten See. Das Rascheln hebt und senkt sich, als folge es dem Dirigierstab des Windes.

„Ich war auf dem Weg zu diesem Zauberwort in Form eines Klangs. Mit jeder Faser und Pore meines Körpers, jeder Atemzug war dem gewidmet, und ich war kurz davor, es zu fassen. Aber jetzt?“

Julia scheint sich ihre Gedanken aus dem Kopf zu wischen. Mit einer lockeren Handbewegung vor dem Gesicht setzt sie fort:

„Egal, du kannst dir dein eigenes Bild davon machen, was von der Konzertpianistin, die ich mal war, noch übrig ist. Am Samstag veranstalten wir hier ein kleines Cabaret. Du kannst bestimmt auch etwas beitragen!“

„Ich möchte lieber nicht.“

„Das war auch meine Antwort. Dr. Kasimir hingegen meint, ich solle es wagen. Ergebnis: Ich bin die ständige Musikbegleitung des Abends plus Solobeitrag, Halleluja!“

„Wer ist Dr. Kasimir?“

„Der Therapeut, der mich hier betreut.“

„Ist dir wohl dabei?“

„Wie rührend! Danke, dass du fragst, aber was soll passieren? Dass ich mich in einem Raum Verrückter einer Peinlichkeit aussetze? Ich habe Schlimmeres über-

lebt. Sollte es wider Erwarten ganz arg werden, wähle ich meinen Notausgang.“

„Was meinst du? Hilft dir, auf ein geheimes Zeichen hin, jemand von der Bühne, bevor du das Klavier zerlegst? Oder ist das Klavierzerlegen der Notausgang?“

Ich beiße mir prompt auf die Lippen und bereue den letzten Satz. Julia wird mir immer sympathischer, und ich will sie nicht kränken. Ich habe ihn eher mit dem Gedanken an einen über das Publikum triumphierenden Jimi Hendrix denn an eine ans Publikum verfütterte Amy Winehouse ausgesprochen. Doch woher soll sie das wissen? Ich bin erleichtert, als sie amüsiert lächelt.

„Sehr treffend, und ja, so ähnlich. Verrat's keinem. Sonst ist die Überraschung futsch.“

Sie zwinkert. Ich nicke stumm.

„So, du schönes Kind, weiter geht's, ein Tag ist keine Woche. Was steht auf deinem Programm?“

Ich krame in den Taschen meines Hoodies und will den Plan hervorholen, da fällt es mir ein.

„Sowas wie Yoga. Der PMR-Kurs vom Vormittag ist auf den Nachmittag verlegt worden. Entspanntes Liegen und aktive Entspannung, wie anstrengend kann das werden?“

„Wer leitet den?“

„Frau Banko.“

„Oh je.“

„Wie, ist die nicht nett?“

„Mach dir dein eigenes Bild. Dann vergleichen wir, ja?“

Ich bin begeistert. So mag ich das am liebsten.

„Was machst du danach?“

„Ganz ehrlich, danach bin ich froh, wenn ich mich einfach ablegen und 'ne Mütze Schlaf nehmen kann.“

„Das versteh ich, ging mir am Anfang auch so. Mach das, wir sehen uns später wieder. Versuch, die Entspannung möglichst zügig herzustellen“, grinst Julia, „das begeistert Frau Banko ungemein.“

Irgendetwas sagt mir, dass ich hier auf Edelmetall gestoßen bin. Und was ich noch weiß: Ich will mir nicht vorstellen, *dieser* Frau anzubieten, sich und mich umzubringen. Das auf keinen Fall.